

Eintagsmenschen

Ernst Jünger: *Auf den Marmorclippen*.

Erschienen 1939.

● Das ist doch vollkommen uninteressant, ob und, wenn ja, in welchem Maße dieses Buch ein Widerstandsbuch gewesen ist, damals, 1939, als es in Deutschland erschien. Hitler selbst, das hat Ernst Jünger stets stolz angedeutet, hatte die Bedenken kleingeistiger Zensoren beiseitegewischt und das Erscheinen von *Auf den Marmorclippen* in dem von ihm regierten Deutschland nicht verhindert. Ob der tyrannische Oberförster, der hier beschrieben wird, ein Abbild Görings ist oder sogar Hitlers selbst, darüber haben sich Generationen von Germanisten später den Kopf zermartert.

Die idyllische Todeslichtung Köppels-Bleek hier im Buch ist ein frühromantisches Konzentrationslager, dessen Beschreibung selbst Ernst Jünger, der ansonsten nicht für übermäßige Selbstkritik bekannte Autor, später „etwas zu rosig“ nannte. Im Ernst. Das war 1972, als er schrieb: „Vielleicht habe ich die Schinderhütten noch etwas zu rosig ausgemalt.“

Bei der Wiederlektüre war ihm dabei offenbar entgangen, dass er nicht nur die deutschen KZ rosig ausgemalt hatte, sondern seine ganze Romanwelt so fleißig mit überparfümierten Kunstblumen umstellt hatte, dass man als Leser überhaupt keinen Vergleich mit irgendeiner realen Wirklichkeit da draußen ziehen kann und will.

Man muss es auch nicht. Die Welt, wie Ernst Jünger sie in den *Marmorclippen* beschreibt, ist ohnehin zu Recht dem Untergang geweiht. Ihr ist der alte Adel verloren gegangen, sie ist verkommen und verludert, reif für den letzten Brand. Der Erzähler wohnt in lichten Höhen oder fernen Tiefen, fernab vom massenhaften Sterben des Pöbels. „Ich hörte dort unten nicht die Kinder weinen und die Mütter klagen, auch nicht das Kampfgeschrei der Sippenbünde und das Brüllen des Viehes, das in den Ställen stand. Von allen Schrecken der Vernichtung stieg zu den Marmorclippen einzig der goldene Schimmer auf. So flammen ferne Welten zur Lust der Augen in der Schönheit des Unterganges auf.“

Schade, dass man die Bewohner dieser fernen Welten nicht vorher gefragt hat, ob sie einverstanden sind, „zur Lust der Augen“ von irgendwem aufzuflammen. Für den wahren Herren-Dichter spielt das aber natürlich auch gar keine Rolle.

Es ist ein schauerhaftes Buch. Die harmlosen Teile lesen sich so, als sei Hermann Hesse in ein Rotweinfass gefallen. Das sind Passagen einer zeitentrückten Landweinseligkeit, nur leider viel zu betrunken, um noch lesbar zu sein. Alles so überorchestriert, als habe der Autor entweder überhaupt kein Vertrauen in seinen eigenen Stil, sodass er meint, jedes Bild vervielfachen zu müssen, um sich dem Leser verständlich zu machen. Oder so voller Übervertrauen in sich selbst, dass es ohnehin keine Rolle spielt, mit wie vielen Blumen er die bereits vorhandenen reichhaltigen Blumendekorationen noch übermalt.

Leider ist das alles aber keineswegs harmlos. Sondern von einer brutalen, menschenverachtenden Kälte grundiert. Die Mitleidlosigkeit, mit der hier der notwendige Untergang (warum noch mal?) herbeigeseht wird, ist das eine. Aber diese kalte Verachtung, mit der normale Menschen, Nichtadelige, Frauen vor allem, geschildert werden, das ist widerwärtig und dumm. Ernst Jünger kann für sich reklamieren, in diesem Buch das erstaunliche Wort „Eintags-Menschen“ für besonders wertlose Individuen erfunden zu haben: „Wenn das Gefühl für Recht und Sitte schwindet und wenn der Schrecken die Sinne trübt, dann



Referiert wird sein Staunen über die offenbar noch existierende Wirkung seiner maskulinen Erscheinung aufs andere Geschlecht, sein Versagen im Bett.

sind die Kräfte der Eintags-Menschen gar bald versiegt. Doch in den alten Stämmen lebt die Kenntnis des wahren und legitimen Maßes, und aus ihnen brechen die neuen Sprossen der Gerechtigkeit hervor. Aus diesem Grunde wird bei allen Völkern dem edlen Blute der Vorrang eingeräumt.“

Eintags-Menschen, schwaches Blut, ohne Adel. Können weg. „Die Korrekturen las ich schon beim Heer“, hat uns Jünger in den später hinzugefügten „Adnoten“ mitgeteilt. Und dass eine Beschwerde des Reichsleiters Bouhler bei Hitler ohne Ergebnis blieb. „Über die Einzelheiten wurde ich ziemlich genau unterrichtet; auch das strengste Regime ist durchlässig.“

Wenn der literarische Kanon eines Landes dazu da ist, den wertvollen Teil unserer Kultur zu bewahren, der Teil, auf dem wir aufbauen und immer weiterbauen wollen, dann gehört dieses Buch von Ernst Jünger da nicht hinein.

Volker Weidemann

Männerkitsch, leider

Max Frisch: *Montauk*.

Erschienen 1975.

● Altmänner-Eitelkeit, dargeboten von einem Autor im Büßerkleid. Max Frisch, der sich ein Schriftstellerleben lang in seinen Stücken und Romanen an Fragen der Identität und der Nichterzählbarkeit des eigenen Lebens abarbeitete, hat die späte, 1975 veröffentlichte Erzählung *Montauk* als maximal aufrichtigen Erlebnisbericht deklariert. „Denn ich bin es, den ich darstelle“, heißt es im Montaigne-Motto des Textes. Referiert wird das Liebeswochenende eines älteren europäischen Mannes von über 60 Jahren mit einer ziemlich genau halb so alten, rothaarigen Amerikanerin, sein Staunen über die offenbar noch existierende Wirkung seiner maskulinen Erscheinung (und seines Ruhmes) auf das andere Geschlecht, sein Versagen im Bett. Stolz und Zerknirschung sind die Triebkräfte dieses Buches, das man als eine Bilanz von Liebesdesastern bezeichnen darf. Völlig zu Recht wird die meist locker schwingende Sprache gepriesen, in der hier von katastrophalen männlichen und menschlichen Verfehlungen, von halb oder ganz erzwungenen Abtreibungen, von hässlichen Zerwürfnissen mit Expartnerinnen die Rede ist. Die heitere Leichtigkeit des Tons ist zugleich eine Schwäche dieses Buches. „Es sind nicht die Frauen, die mich hinters Licht führen; das tue ich selber“, heißt es einmal. Zu Beginn huldigt der Erzähler der

Schönheit seiner jungen amerikanischen Gefährtin, die überraschend mit ihm eine Liebesnacht zugebracht hat, er bewundert „ihr kleines Gesäß in der knappen Hose“, auch „ihren leichten und flinken Gang“. Und weil es eine Stärke dieses Buches ist, dass es viele Einwände zur Sprache bringt, die den Leserinnen und Lesern einfallen könnten, streiten der Schriftsteller aus Europa und seine junge Begleiterin einmal tatsächlich darüber, was Kitsch ist und was nicht. Die Erzählung *Montauk* ist in ihrem Kern leider Männerkitsch, der sein Verfallsdatum überschritten hat. Jeder literarische Kanon ist nicht bloß dazu da, herausragende Bücher einer bestimmten Zeit als deren atmosphärisch-historische Zeugnisse zu benennen; sondern er verfolgt auch den Zweck, lesebegeisterte Menschen, gerade jüngere, für die Kraft eines Autors und die Möglichkeiten der Literatur zu begeistern. Es ist schade und falsch, dass nicht Max Frischs sehr viel lebendiger und verrückterer Roman *Stiller* aus dem Jahr 1954 – der ein Millionenerfolg war – auserkoren wurde, nachwachsende Generationen für diesen Autor zu gewinnen, sondern dieses grüblerische Alterswerk, in dem ein Schriftsteller die Wonnen der Melancholie austestet. Er empfinde sich auf der Straße als „Walross ganz und gar“, behauptet der Erzähler einmal. Leider sagt das beim Wiederlesen heute mehr über die Schwerfälligkeit des Helden von *Montauk* aus als über das literarische Gewicht seiner Lebensbeichte.

Wolfgang Höbel

Ein Ego-Problem

Johann Wolfgang von Goethe: *Die Wahlverwandtschaften*. Erschienen 1809.

● Romane sind oft grausam, weil das Leben grausam ist. Menschen leiden, an der Liebe zum Beispiel oder am Leben, Menschen verlieren sich und finden sich, Menschen verraten oder vertrauen einander, alles innerhalb der Zeiten, in Revolutionen oder im alltäglichen Nichts. Romane sind oft grausam, Romanautoren sollten es eher nicht sein. Sonst verpassen sie es, die Fülle ihrer Figuren zu sehen.

Und das ist das Problem mit Goethes *Wahlverwandtschaften* – ein Roman, so heißt es als Genrebezeichnung, der doch eigentlich vor allem eine Versuchsanordnung ist, über die Liebe, so heißt es, aber ich bin da nicht so sicher. Ich glaube, es geht um etwas anderes. So kalt und grausam, wie Goethe seine Figuren über die Bühne ihres Lebens schiebt, scheint es doch eher so, als wolle er vor allem eines zeigen: wie clever der Autor ist.